



# Dem Volk aufs Maul sehen

## Über unseren Umgang mit Sprache

Gerhard Lenz, 2002

»Man muß nicht die Buchstaben der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.« (Martin Luther: „Sendbrief vom Dolmetschen“)

Diesen berühmten Grundsatz hat Luther bei seiner Bibelübersetzung angewandt, und er hat zum Erfolg seiner Bibelübersetzung beigetragen.



Beklagt wird heutzutage allenthalben eine „Anglisierung“ unserer Sprache, d.h. wir verwenden offenbar zu viele englische Ausdrücke. Aber trifft dies wirklich den Kern der Sache? Wie gehen wir heutzutage mit Sprache, mit unserer Sprache um? Wie kommunizieren wir miteinander? Sind wir dabei Vorbilder für andere oder Begleiter für Heranwachsende?



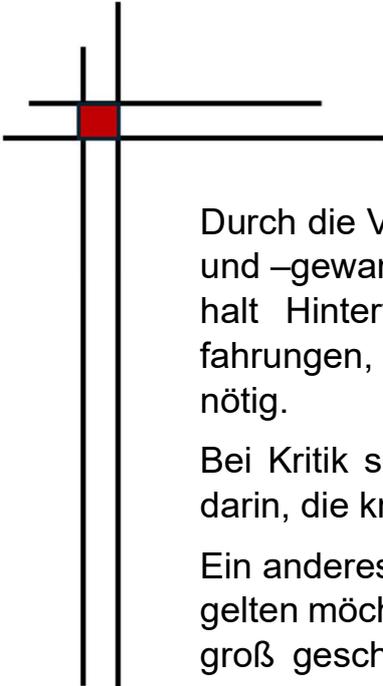
Wir verwenden Titel, die meist nach mehr klingen als sie sind. So ist ein Facility-Manager nichts anderes als das, was man früher einmal so klar und einfach „Hausmeister“ nannte. Englisch ist einfach schick - und macht viele Routine-Posten zum Topp-Job.

Für Nokia ist das 3G-Handy ein „Life Management Tool“ – offenbar ein universelles Werkzeug zur Lebensbewältigung. Ach ja, das Handy – man ist immer und überall erreichbar und doch niemals da.

Die Telekom wiederum wertet Ortsgespräche als „Cityverbindungen“ auf, was beim Gedanken an 300-Seelen-Dörfer durchaus auch einmal zum Schmunzeln einladen darf.

Und mal ehrlich, welcher 30-jährige würde sich auf ein Kick-Board stellen, wenn das Gerät schlicht und einfach „Tretroller“ genannt würde – wir sind doch schließlich keine Kinder!





Durch die Verwendung englischer Ausdrücke soll oft eine Weltoffenheit und –gewandtheit gelebt werden. Alle anderen, die nicht mithalten, sind halt Hinterwäldler oder Ewig-Gestrige. Tatsächlich, so meine Erfahrungen, haben welterfahrene Menschen dieses Sprachgebaren nicht nötig.

Bei Kritik sind dann die Rollen schnell verteilt, und alle gefallen sich darin, die kritisierten Kauderwelscher und auch deren Kritiker.

Ein anderes Motiv ist, dass man oft einfach nur als jung und dynamisch gelten möchte – man also Idealen nachläuft, die in unserer Gesellschaft groß geschrieben werden. Und dabei werden Erwachsene, die sich durch einen schlampigen Sprachgebrauch begleitet von spät-pubertärem Verhalten den Jugendlichen anbieten, von diesen oft nur ausgelacht und nicht mehr ernst genommen.



Da mutet es fast schon rührend an, wenn im Gegenzug Universitätsprofessoren und –dozenten von ihren Studenten verlangen, keine Anglizismen mehr zu verwenden. Was bliebe von vielen an Universitäten veröffentlichten Texten übrig, wenn man gänzlich auf die Verwendung von Fremdwörtern verzichten würde? Suggestiert nicht gerade deren übermäßiger Gebrauch oft eine Bedeutungsschwere, die im Grunde genommen nicht vorhanden ist?

Ein Erfurter Schüler bezeichnet nach dem Massaker an seiner Schule das Verhalten der Reporter in aller medialen Öffentlichkeit als „echt scheiße“. Er mag wohl grundsätzlich Recht haben, und in dem Ärger des Augenblickes entgleitet einem Manches. Aber wollte oder konnte er nicht eine angebrachtere Formulierung wählen?

Hilft uns vielleicht das aufgeregte Hühnerhofgegacker von Politikern, Soziologen, Pädagogen und anderen Lasst-mich-auch-mal-was-sagen-Experten nach dem Debakel der Pisa-Studie?



Wir wollen uns hüten vor denen, die an Begriffen oder der Reinheit der Sprache hängen. Das endet gewöhnlich in leerer Wortklauberei. – Durch Sprache werden Inhalte transportiert. Sprache muss gelebt werden, und damit ist der Gebrauch von Sprache auch Änderungen unterworfen.

Aber: Kinder und Jugendliche sind auf der Suche nach Vorbildern. Eine schlampige Sprache führt zur Verarmung an Ausdrucksmöglichkeiten.



Die Reduzierung auf „krass“, „geil“, „cool“, „easy“, „voll fett“ oder „echt scheiße“ beraubt Jugendliche letztlich der Möglichkeit, ihre Gefühle differenziert auszudrücken.



Und wie verhalten wir uns selbst in der Kirche und in unseren Gemeinden? Werden unsere Veranstaltungen attraktiver, weil wir sie als „Event“, womöglich „Mega-Event“ bezeichnen? Kommen deshalb mehr oder vielleicht andere Besucher? Lassen die Titel unserer Veranstaltungen noch Schlüsse auf deren Inhalt zu? Oder soll nur die Message überkommen, dass eine echt coole Party abgeht? Und was ist dann mit denen, die nicht ständig eine coole Party feiern wollen oder können?

„Den Griechen ein Grieche sein“, so wird oft um Verständnis geworben. Und hat nicht gerade Luther gefordert, dem Volk aufs Maul zu sehen, und so zu reden, dass man vom Volk verstanden wird? Schließlich muss man den anderen dort abholen, wo er gerade steht! Aber: Unsere Aktionen und unser Gebrauch der Sprache werden dabei von uns oft nicht konstruktiv-kritisch hinterfragt oder in einen erklärenden Kontext gestellt. Alles wird nur noch angedacht, aber nicht mehr durch, geschweige denn zu Ende gedacht. Man möchte ja auch niemanden zu etwas zwingen!

Machen wir es uns hier nicht zu leicht? Ist dieses Verhalten nicht eher ein Ausdruck von Konzeptlosigkeit? Fehlt es uns nicht eher am Mut zum eigenen Bekenntnis, das anderen Orientierungshilfe bietet? Den anderen dort abzuholen, wo er gerade steht, kann nur ein Anfang sein. Wir haben die Aufgabe, ihn auch weiter zu begleiten.

Dazu gehört, dass wir eine verlässliche Größe abgeben, die nicht allen Modeerscheinungen hinterherläuft. »Die Kirche und ihre Gemeinden werden attraktiv durch ihre Botschaft, aber nicht durch ständiges Anpassungsverhalten. Mit Martin Luther „dem Volk aufs Maul zu schauen“, bedeutet nicht, ihm nach dem Munde zu reden. Eine Kirche, die ständig damit beschäftigt ist, sich der jeweiligen Marktlage anzupassen, würde zur Beliebigkeitskirche verkommen.« (aus dem Papier der EKD „Kirche mit Hoffnung“) –

Nachdenkenswert? Nachdenkenswert!